

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1914

28 (3.2.1914) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 9

leben des Armen kennt, will einen Stein auf ihn werfen? Welcher Verständige ihm den Wunsch verleiht, sich aus den Banden dieses Daseins und von dieser Umgebung zu lösen?"

„Da, geliebte Christen, wen Gott lieb hat, den züchtigt er, und manchen läutert er durch irdisches Leid so sehr, daß er im Lode gleich zur Seligkeit eingehen darf. So hoffen wir, der Herr werde auch diesen Unglücklichen in Gnaden bei sich aufnehmen, er, der da sagte: Kommet alle her, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Und der ferner in der Bergpredigt die tröstlichen Worte sprach: Selig sind die, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

„Wohl urteilen Christi Jünger auf Erden strenger, als unser Vater im Himmel. Sie neiden diesem Unglücklichen die Gabe Gottes und weigern ihm ihre Gebete. Weil sie jener Liebe dar sind, mit der der Vater alle seine Kinder umfängt, ja weil sie nur dem Worte nach Christi Jünger sind, in Wahrheit Heuchler und falsche Propheten. Hat Christus nicht gesagt: davon wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe untereinander habet?“

„Liebe ist es, was unser Erlöser von uns verlangt, nicht daß, nicht Engherzigkeit, nicht kleinliche Splittlichkeit. Könnte ein echter Christ den Gedanken tragen, daß dieser arme Sünder nun hinginge in die ewige Verdammnis, weil man ihm das Gebet versagte? Kann man die Grausamkeit jener Gottesdiener begreifen, die hier von ihrer Macht, zu lösen, keinen Gebrauch machen und dadurch die arme Seele der Hölle überantworten? Mögen sie der Worte Christi gedenken: Nichtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet; denn mit welchem Maß ihr messt, wird auch euch gemessen werden.“

Und nun empfehlen wir die Seele dieses Verstorbenen der allbarmherzigen Gnade und wir dürfen es tun in der Zuversicht, daß Gottes Güte ihm seine Tat verzeihen wird. Hat der Herr dem Schächer am Kreuz verziehen, warum sollt er dem Menschen nicht verzeihen, dessen einziges Verbrechen seine Armut war! Und Christus hat auch gesagt: Wo zwei oder drei unter euch versammelt sind in meinem Namen und den Vater um etwas bitten, so bin ich unter euch. Und alles, was ihr bittet im Gebet, so sehr glaubet, so werdet ihr es empfangen! Darum, geliebte Christen, laßt uns ein Gebet verrichten für die ewige Seligkeit dieses Verstorbenen.“

Stumm falteten die Leute ihre Hände und senkten die Köpfe nieder, während der Sprecher mit edler Ruhe und schlichtem Ernst das Vaterunser langsam vorbetete. Und in der Erglossenheit des Augenblicks merkten die meisten gar nicht, daß es das evangelische Vaterunser war.

Auf dem Heimweg streifte mancher den Studenten mit einem achtungsvollen Blick. Mann konnte nicht leugnen, daß er eine schöne und verdienstliche Tat getan hatte. Einzelne kamen sogar zu ihm hin, drückten ihm bewegt die Hand und dankten ihm, daß er dem Toten den letzten christlichen Liebesdienst erwiesen und ihm zur Seligkeit verholfen habe. Auch stellten die Leute seiner Predigergabe das beste Zeugnis aus und mahnten, er solle jetzt nur gehörig einhauen, damit sie bald seine Primiz feiern könnten.

Der Pfarrer und seine Agenten hatten wochenlang eine saure Arbeit, bis sie der Bevölkerung den richtigen Begriff für die Ungehörigkeit des Borgefallenen beigebracht hatten. Es kostete unendlich viel Schweiß; aber schließlich war der erwünschte Umschwung der öffentlichen Anschauung eingetreten, so daß nun jedermann wußte: es war ein Skandal!

Und zwar ein Skandal allerersten Ranges. Das Gerücht von der „Kumpenleiche“ wollte nicht mehr verstummen, und viele, die anfänglich den Heidenkaplan gelobt hatten, wollten das jetzt ironisch gemeint haben und schimpften auf ihn mit verdächtigem Eifer.

Der Missetäter tat gut daran, sich beizeiten der auflodernden Volkswut zu entziehen. Er packte eilig seine Bücher mittamt den gipsernen Götzen in große Koffer und verschwand über Nacht. Nach einiger Zeit traf aus der Univeritätsstadt eine kleine Geldsendung an den Wander-

vogel ein mit der Bestimmung, es in eine Bowle umzuformen zur Feier des bestandenen Doktoramens von Ulrich Kauscher. Und bald darauf erfuhr man, Kauscher habe sich anstatt im Lande zu bleiben und sich „redlich“ zu nähren, ins Preußische gewandt, wo nach dem Sprichwort eine redliche Ernährung ausgeschlossen scheint, und er habe dort an einer größeren Zeitung eine Stelle als Redakteur angenommen.

Diese Gerücht bestätigten den Steinachern in schlüssiger Form die endgültige Verkommenheit des Heidenkaplans. Die Steinacher bezeichneten nämlich jeden umgefalteten Theologen als „verkommenen“ Studenten, gleichgültig welchem weltlichen Berufe er sich zutendete. Für sie ist es von dem einzig würdigen Studium abgefallen und in den Sumpf der Weltlichkeit geraten.

„Er hats zu mir gebracht“, wußten die Bürgerleute von Kauscher bedauernd zu sagen, und wenn sie einen Beweis für sein Glend anführen wollten, genügte ihnen der Hinweis, daß er sich im Preußischen aufhalte. Und später konnten sie noch hinzufügen, er lebe dort in Zivilehe mit der berühmten Ottilie Hoffmeister, der hinausgeschmissenen Lehrerin von Steinach. Und sogar Kinder habe er von ihr!

Danach schien Gottes strafende Hand schwer auf ihm zu lasten und die Christen Steinachs empfanden darüber eine hohe Genugtuung.

Das Rätsel des Zodiakallichts.

Jener seine Lichtreiz, der in unsern Breiten, vornehmlich aber im Februar, dem Auge am abendlichen Horizont sichtbar wird, der die Sternbilder des Tierkreises mit einem leichten Schimmer überdeckt, und als matter Lichtkegel schräg vom Horizont aus emporsteigt, ist wohl von den meisten Menschen noch nie beobachtet worden, obwohl er mitunter die Helligkeit der Milchstraße erreicht. Die hellsten und breitesten Partien befinden sich am Horizont, dort, wo die Sonne untergegangen ist. Nach oben zu verjüngt sich der Lichtkegel und wird immer verdickener und matter. In der Gegend der Plejaden ist sein Licht am mattesten, wächst aber wieder, wenn man in den Tierkreisbildern fortfährt, an Helligkeit und Breite bis zum gegenüberliegenden Horizont, wo es als sogenannter „Gegenschein“ sichtbar ist. Dieser Gegenchein jedoch, der so schwach ist, daß ihn erst Humboldt vor 110 Jahren bemerkte, als er sich im Tropengürtel des Atlantischen Ozeans aufhielt, ist noch unbekannter als das Tierkreislicht selber. Es ergibt sich, daß das rätselhafte Leuchten den ganzen Himmel ebenso bandartig überzieht, wie die Milchstraße auch, nur in ganz anderer Richtung.

Während man aber über die Natur der Milchstraße durchaus im klaren ist, während man weiß, daß sie nichts ist als das zusammenschließende Licht der Millionen Sterne, die aus unermesslichen Fernen zu uns herüberleuchten, und so einen matten schimmernden Teppich bilden, dessen zarter Grund mit vielen helleren und hellsten Sternen besät ist, wissen wir über die Natur des Tierkreislichts herzlich wenig. Die Ansichten wechselten bisher darüber fast von Tag zu Tag, ohne daß eine der Anschauungen besonders zwingende Kraft gewann. Da sich die Erscheinung über den ganzen Himmel hinwegzog, mußte sie die Erde ringförmig oder wenigstens scheibenförmig umgeben. Es lag daher auch nahe, an eine ähnliche Erscheinung anzuknüpfen und man glaubte in dem Tierkreislicht ein gleiches Phänomen sehen zu können, wie beim Saturn. Dieser eigenartige Planet wird von einer Schar kleinster Körperchen umkreist, die durch ihre Anzahl und ihre Kleinheit den Eindruck gleichmäßigen Leuchtens hervorbringen. Auch das Tierkreislicht sollte von kleinen von der Sonne beschienenen Körperchen ausgehen. Diese Anschauung läßt sich aber mit den Beobachtungen sonnenbelegter Körper nicht vereinigen, denn in diesem Falle müßte gerade der Gegenchein die hellste Partie des ganzen Phänomens sein. Nach Seeligers Annahme glaubte man sodann in dem Zodiakallicht eine große linsenförmige Anhäufung von Staub zu sehen, die die Sonne umgibt, und

in der sich nun auch die Erde bewegt. Diese Erklärung erschien auch deshalb sehr wahrscheinlich, weil dadurch zugleich gewisse Unregelmäßigkeiten in der Bewegung des Planeten Merkur erklärt würden. Es ergab sich rechnerisch, daß jedes Kubikmeter des die Sonne einschließenden Staubhaufens nur 36 Kilogramm Masse zu enthalten brauchte. Diese Feststellung der Masse gab der Deutung, einen exakten Anhalt, und man war herzlich froh darüber.

Aber auch diese Anschauung wird durch neue Beobachtungen erschüttert, die J. Schmid angestellt hat und die er soeben in „Gerlands Beiträgen“ veröffentlicht. Mag die vermutete, die Sonne umgebende Staubmasse, innerhalb oder außerhalb der Erdbahn liegen oder über sie hinausreichen, immer lassen sich Schmid's Beobachtungen nicht mit der Erklärung vereinbaren. Schmid meint vielmehr, daß die Erdatmosphäre eine viel größere Mächtigkeit besitzt, als man bisher annahm; er meint ferner, daß die Erdatmosphäre keine Kugelgestalt hat, oder richtiger gesagt, die Erde in überall gleicher Dichte umgibt, daß sie vielmehr eine linsenförmige Figur besitze, deren größte Stärke (Äquator) nicht in der Nähe des Erdäquators liege, sondern in der Nähe der Ekliptik, der scheinbaren Sonnenbahn am Himmel, also in der Ebene der Erdbahn. Er erklärt dann die abendliche Erscheinung des Tierkreislichts so, daß eben nach Sonnenuntergang ein Teil dieser sonnenbelegten Atmosphäre auf der Nachtseite sichtbar bleibe und den als Zodiakallicht bekannten Lichtreflex bilde.

Wie weit diese Erklärung zutreffen mag, müssen erst die weiteren Beobachtungen und die wissenschaftliche Durchdringung dieser Anschauungsweise erweisen. Wie dem auch sei, der Leser möge diese Anregung benutzen, sich die Erscheinung in der Natur einmal näher anzusehen. In trocknen Städten wird er damit Schwierigkeiten haben, denn der von der Straßenbeleuchtung erhellte Dunst, der in einer Wolke über der Stadt lagert, verwehrt die feinen Lichtphänomene. Er muß die Gelegenheit eines Ausflugs in die Umgebung benutzen.

Im Frühjahr sieht man die Erscheinung am besten abends, nach Sonnenuntergang, im Herbst morgens vor dem Aufstiege des Tagesgestirns über dem Horizont.

Ist die Vergangenheit oder die Zukunft das Rätselhaftere?

Jedermann wird sagen, daß die Vergangenheit dasjenige ist, worüber wir viel bessere Auskunft zu geben imstande sind, als über die Zukunft. Denn was einmal war, kann uns durch die Geschichte übermittelt werden und wird es auch vielfach. Was dagegen die Zukunft bringt, ist völlig ungewiß, den wir können nicht vorausblicken und voraus sagen, was sein wird.

So fest, wie das auf den ersten Anblick erscheint, ist das durchaus nicht. Es ist daher höchst interessant zu hören, was der im Sommer 1912 verstorbene große Mathematiker Henri Poincaré, der Bruder des jetzigen Präsidenten der französischen Republik in seinem jüngst in deutscher Uebersetzung erschienenen Buche „Letzte Gedanken“ (Leipzig 1914. Preis geb. 4,50 M.) in einem Aufsatze über die Frage der Veränderlichkeit der Naturgesetze sagt. Er weist auf die Unrichtigkeit der wissenschaftlichen Schlussweise in den verschiedenen Gebieten hin und zeigt, wie der Geologe dort Schlüsse ziehen kann, wo der Mathematiker dazu nicht fähig ist. Er führt dafür folgendes an. „Sind zwei Organismen gleich oder wenigstens gleichartig, so kann eine solche Uebereinstimmung nicht auf einen Zufall beruhen, und wir können behaupten, daß beide unter gleichartigen Bedingungen gelebt haben. Finden wir die Ueberreste solcher Organismen, so sind wir nicht nur sicher, daß sie aus einem Keim hervorgegangen sind, der dem gleichartig ist, aus dem wir ähnliche Wesen sich entwickeln sehen, sondern auch, daß die Augmentenperatur bei ihrer Entstehung nicht höher war als die, bei der sich ihr Keim noch entwickeln kann.“ Aus der einen Tatsache des Findens

der Ueberreste, schließt der Geologe mit ihm auf einen ganzen Haufen Dinge, auf viele vorangegangene Zustände. Der Mathematiker dagegen leitet aus jeder Tatsache nur einen einzigen Schluß ab. Es ist daher selbstverständlich, daß die Schlüsse des Geologen keine gleiche Beweisraft haben, wie die des Mathematikers. Poincaré fährt dann fort:

„Der Geologe besitzt also ein Hilfsmittel, dessen der Mathematiker ermangelt, ein Hilfsmittel, das ihm gestattet von der Gegenwart auf die Vergangenheit zu schließen. Warum ermöglicht uns dasjenige Hilfsmittel nicht, von der Gegenwart auf die Zukunft zu schließen? Sehe ich einen Mann von zwanzig Jahren, so bin ich sicher, daß er alle Entwicklungsstufen durchschritten hat, von der Kindheit bis zum Jünglingsalter, und folglich auch weiter, daß seit zwanzig Jahren auf der Erde keine Katastrophe stattgefunden hat, die alles organische Leben vernichtet hätte. Das beweist aber keineswegs, daß ein solcher Umsturz nicht in den nächsten zwanzig Jahren stattfinden könnte. Wir haben für die Erkenntnis der Vergangenheit Mittel, die uns fehlen, wenn es sich um die Zukunft handelt, und das ist vielleicht der Grund, weshalb uns die Zukunft noch rätselvoller erscheint, als die Vergangenheit.“

Ich muß hier auf eine Abhandlung verweisen, die ich über den Zufall geschrieben habe; ich habe die Ansicht Lalandres angeführt, der das Gegenteil gesagt hat, nämlich, daß die Zukunft durch die Vergangenheit vollkommen bestimmt ist. Nach Lalandre kann eine Ursache nur eine einzige Wirkung hervorrufen, während eine und dieselbe Wirkung von mehreren von einander verschiedenen Ursachen hervorgebracht sein kann. Wäre dem so, dann wäre es die Vergangenheit, die unentzifferbar, und die Zukunft, die leicht zu erschließen wäre.“

Poincaré schließt sich dieser Meinung nicht an, läßt jedoch auch die Frage selbst offen. Wer sich aber vorurteilsfrei damit beschäftigt, sieht ein, daß ihre Lösung nicht leicht sein kann. In der Tat ist die Zukunft durch das Vorangegangene vollständig bestimmt, sie kann sich nur aus dem Früheren entwickeln. Könnten wir das Frühere vollkommen und genau erfassen, so hätten wir die Möglichkeit, alle Zukunft vorauszusagen. Von der Gegenwart können wir dagegen nicht auf die Vergangenheit schließen. Versagt dafür unsere Geschichte, so können wir nur Vermutungen über sie aufstellen. Selbst wenn wir die Gegenwart genau und vollkommen erfassen könnten, so wäre es durch keinerlei Mittel möglich, auf die Vergangenheit zurückzuschließen. In diesem idealen Sinne hat also Lalandre recht, daß die Vergangenheit das Rätselvollere sei.

Für unsere Frauen.

Arbeiterinnenschuh in Deutschland.

Das Correspondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands bringt in seiner Nummer vom 24. Januar eine Uebersicht über den deutschen Arbeiter Schuh im Jahre 1912, die auf Grund der Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten zusammengefaßt ist.

Danach haben die Zuwiderhandlungen gegen die Arbeiterinnenbestimmungen um 2125 abgenommen. Immerhin waren noch 12 000 zu bezeichnen, von diesen betrafen die Beschäftigungsdauer 864, früheren Samstagsschluß 2275, Nachtarbeit 252, Mindestlohnarbeit 71, Beschäftigung von Arbeiterinnen 64, Mitgabe von Arbeit nach Hause 64, sonstige Verstöße 540. Die Verstöße gegen die Bestimmungen über Mittagspausen, gegen Vorschriften des Bundesrats bezüglich verbotener Beschäftigungen, betr. Pausen und Ruhezeiten haben sogar zugenommen, sie beliefen sich im ganzen auf 1072.

Betroffen wurden von diesen Zuwiderhandlungen gegen die Gesetze 87 646 Arbeiterinnen gegenüber 48 435 im Jahre 1911. Die meisten Verstöße wurden festgestellt im Reinigungsgewerbe: 17,1 Proz. und im Bekleidungs- und Lederhandwerk 16,2 Proz., davon in der Leder- und Wäscheherstellung 18,8 Proz. Die Staaten, in denen am häufigsten Zuwiderhandlungen der Arbeiterinnenschuhbestimmungen zu monieren waren, sind der Reihenfolge nach: Sachsen-Altenburg (37,4 Proz.), Meckl. v. P. (14,2 Proz.), Bayern (11,9 Prozent), Schwarzburg-Sondershausen (11,5 Prozent), Schwarzburg-Rudolstadt (10,3 Proz.), Oldenburg (9,8 Proz.). Verurteilt wurden im ganzen 170 117 von 311 582 der Aufsicht unterstehenden Betriebe.